

Concordia Theological Monthly

Continuing

LEHRE UND WEHRE
MAGAZIN FUER EV.-LUTH. HOMILETIK
THEOLOGICAL QUARTERLY-THEOLOGICAL MONTHLY

Vol. VIII

December, 1937

No. 12

CONTENTS

	Page
The Pastor as Bible Student. W. Arndt	889
Wie man in Deutschland und anfaenglich auch in St. Louis die Auswanderung der saechsischen Lutheraner beurteilte. P. E. Kretzmann	898
Richard William Heintze. W. G. Polack	907
Study on 1 John 3, 1—5. Th. Laetsch	916
Miscellanea	928
Theological Observer. — Kirchlich-Zeitgeschichtliches	936
Book Review. — Literatur	957

Ein Prediger muss nicht allein *wei-*
den, also dass er die Schafe unter-
weise, wie sie rechte Christen sollen
sein, sondern auch daneben den Woel-
fen *wehren*, dass sie die Schafe nicht
angreifen und mit falscher Lehre ver-
fuehren und Irrtum einfuehren.

Luther

Es ist kein Ding, das die Leute
mehr bei der Kirche behaelt denn
die gute Predigt. — *Apologie*, Art. 24.

If the trumpet give an uncertain
sound who shall prepare himself to
the battle? — *1 Cor. 14, 8.*

Published for the
Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, and Other States
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, St. Louis, Mo.



ARCHIVED

Wie man in Deutschland und anfänglich auch in St. Louis die Auswanderung der sächsischen Lutheraner beurteilte

Vor uns liegen zwei seltene Bücher. Das erste trägt die Überschrift „Das falsche Märtyrertum oder die Wahrheit in der Sache der Stephanianer. Nebst etlichen authentischen Beilagen. Von Ludwig Fischer. Dr. d. Philos. und Mag. d. fr. Kl., Katechet und Nachmittagsprediger zu St. Petri in Leipzig“. Das Buch erschien im Verlag von Wilh. Mey. Künzel, Leipzig, 1839. Das zweite Buch scheint noch seltener zu sein. Die zwei Exemplare in der Brittlaffschen Seminarbibliothek sind ein photostatischer Nachdruck eines Exemplars im Besitz der Missouri Historical Society. Der Titel lautet: „Die Schicksale und Abenteuer der aus Sachsen eingewanderten Stephanianer, ihre Reise nach St. Louis, ihr Aufenthalt daselbst und der Zustand ihrer Kolonie in Perry County.“ Das Buch erschien 1839 in Dresden, Druck und Verlag von C. Heinrich. Dies Buch gibt nicht den Namen des Verfassers an, ist aber nach den Angaben eines gewissen G. Günther zusammengestellt, der einige Monate nach der Ankunft der Sachsen in St. Louis über New York in die Heimat zurückreiste. Es sei uns gestattet, aus beiden Büchern einige Auszüge mitzuteilen, einmal des historischen Wertes dieser Angaben wegen, dann aber besonders, um die Tatsache hervorzuheben, daß die sächsischen Pilgerväter keineswegs eine leichte Aufgabe zu bewältigen hatten, sondern sich erst nach und nach hier in Amerika das Ansehen ihrer neuen Mitbürger erwerben mußten, während man sie in Deutschland nicht nur zu Anfang, sondern noch Jahrzehnte hindurch vielfach mißverstand und verurteilte. Die Vorrede des Buches von Fischer wurde schon am Mittwoch nach Palmarum 1839 verfaßt und stellt demgemäß die Geschichte besonders von seiten der kirchlichen Behörden in Deutschland dar, während das zweite Buch etwas später im Jahr erschien und, wie gesagt, zum großen Teil auf Nachrichten und Aussagen beruht, die dem Herausgeber im Frühsommer zuzingen.

Das Buch von Fischer zerfällt in drei Abschnitte: „Ein Wort über die Emigranten“; „Ein Wort für die Emigranten“; „Ein Wort gegen die Emigranten.“ Schon in dem ersten Teil, der doch rein objektiv gehalten sein sollte, zeigt sich, daß der Verfasser die ganze Auswanderung, besonders die Anführer der Bewegung, auf das entschiedenste verurteilt. Er gebraucht immer wieder Ausdrücke wie „separatistischer Grundzug“ und redet vom Rechte unschuldiger Seelen und von der Verhöhnung christlicher Freiheit. Nachdem er dann die schon seit 1821 erhobenen Anklagen kurz angegeben hat, schreibt er allerdings: „Nach dieser ruhigen und besonnenen Erklärung zu urteilen, erscheint Stephan als völlig gerechtfertigt und das öffentliche Urteil als ein ungerechtes und aus der Luft gegriffenes.“ Aber sofort fügt er hinzu: „Alein zweierlei ist es, was schon damals seinen geheimen Separatismus bekundet: engherzige Berufung auf das sogenannte

alte Luthertum und der systematische Widerwille, sich mit der religiösen Zeitrichtung und Wissenschaft in ein gewissenhaftes Vernehmen zu setzen.“*) (S. 21.)

In der geschichtlichen Zusammenstellung des Buches redet Fischer dann weiter von den Schülern Stephans, ebenfalls nicht in schmeicheln=den Ausdrücken. „Mit dem Jahre 1829 wurde durch die Anstellung des Pfarrers Kehl in Niederfrohna der Grund zu einer Hauptstation gelegt. Dieser Pfarrer, ein eifriger Schüler Stephans, mochte allerdings in eine große geistliche Wüsten=land damals eintreten; ein dürres und verschmachtet=tes Land war ihm zu seiner ersten Wirksamkeit angewiesen. In voller Kraft seines Alters und mit dem festen Vorsatz, dem Verfall der Kirche entgegenzuwirken, trat er sein Amt an, untergrub aber die erste Grund=lage eines zu hoffenden geistlichen Segens sogleich dadurch, daß er als Rigorist immer nur die ernste, rauhe und abschreckende Seite des Christentums herauslehrte und die starke Speise in ungemessener Wucht der [in den Elementen des Heils] vernachlässigten Gemeinde mitteilte. . . . In der ersten Zeit seiner Amtsführung hatte er an dem frühzeitig verstorbenen Diac. Kühn in Lunzenau (einem wahrhaft frommen Manne und einer durchs Feuer der ewigen Wahrheit geläuterten Seele), einen mackeren Mitstreiter, aber besonneneren Glaubensgenossen, dann in dessen Nachfolger, dem Pfarrer Bürger (seit 1833), ferner dem Pfarrvikar Walthers in Chursdorf (seit 1834) und dem Pfarrer Walthers in Bräuns=dorf (seit 1837) völlig geistesverwandte Kollegen, welche in allem ein=mütig beieinander waren und in einem einhelligen Odem, der ihnen von Stephan eingehaucht worden war, ‚ein rigori=sches Evangelium und terroristisches Luther=tum‘ proklamirten. Die Gemeinden gerieten in Aufregung, es ent=standen Mißheiligkeiten, Zank und Parteiungen, es bildete sich nach und nach ein Häuflein Auserwählter, die sich und ihre Meister für Verfolgte, für Märtyrer des christlichen Glaubens ausgaben und regelmäßig zu den genannten Predigern wallfahrteten; das Geschrei hitziger Verfechter der ephemeren Aufklärung und des modernen Freisinn= nahm überhand, die Tagesliteratur machte geharnischte Angriffe auf die Sektierer, es entstanden Prozesse, und die höchst empfindliche Angelegenheit ward vor das weltliche Forum gebracht.“ (S. 26 f.) „Auch im Altenburgischen ward Stephans Einfluß bemerkbar. In der Ronneburger Gegend, den Ortschaften Paizdorf, Nischwitz und Neust, ward die Sektiererei kräftig; ingleichen hatte sich der Pfarrer Löber in Eichenberg bei Rahl= an die Engverbündeten angeschlossen, und sogar in dem strengverwahrten Groß=herzogtum Weimar zeigten sich Spuren des rigoristischen Lutheranismus. In Leipzig bestand schon längst ein Verein von dissen=tierenden Lutheranern.“ (S. 32.)

*) Sperrdruck durchweg vom Verfasser.

Bei dieser Anschauung der Sachlage ist es kaum verwunderlich, daß man in Deutschland sehr erboft war auch über die sogenannten Exulantenlieder, die einen allerdings zum Teil etwas merkwürdig anmuten. So heißt es z. B. im ersten Exulantenliede:

Ein weiser Knecht des HErrn
Führt uns, ein heller Stern;
Er geht nach Kanaan
Als Moses uns voran. (S. 204.)

Und im letzten Liede wird gesagt:

Aus Pharaos blutig'er Hand
In unserm Deutsch-Vghntenland,
Aus Mlg' und Mord und Teufelslehr'
Errettet eure Seel' der HErr.

Dankt Gott, ihr Christen, groß und klein!
Schon kommt von fern ein Morgenschein;
Bald wird aus langer Sklaverei
Das arme Christenhäuflein frei. (S. 33.)

Auch im zweiten Liede findet sich eine merkwürdige Stelle:

Dort in dem wilden Meere
Der Sünd' und falschen Lehre
Sollst du nicht untergehn;
Drum hab' ich ohne Zagen
Dich auf dies Schiff getragen,
Du sollst das Glück von Zion sehn. (S. 43.)

Fischer hat noch viel mehr zu sagen über die Art und Weise, wie die Scheidung in Deutschland sich vollzog, und er zitiert des längeren aus Büchern und Zeitungsberichten, die zum Teil reine Schmähschriften sind. Und doch ist er ehrlich genug, über den Führer der Auswanderer seine offenen Eindrücke zu veröffentlichen: „In Martin Stephan lebte ein edler und kräftiger Wille, evangelisches Christentum auf jede Weise zu fördern, aber auch ein beharrlicher Widerwille, sich mit der Wissenschaft und Zeitrichtung zu verständigen und in ein geziemendes Benehmen zu setzen. Er glühte von heiligem Eifer, die reine, evangelische Lehre jederzeit nach bestem Wissen und Gewissen zu verkündigen und gegen die Verflachung, Verfälschung und Contrefaçon, ingleichen gegen jeden Indifferentismus zu verteidigen. In freier und kühner Rede erhob er sich gegen den grauenvoll sich heranwälzenden Strom des Un- und Wahnglaubens und wies denselben mit Nachdruck in die gebührenden Grenzen zurück; allein er tat dies in den starren und unerbittlichen Formen vorübergegangener Jahrhunderte und vermeinte, das alte, wahre, evangelische Leben und Wesen könne in keiner neuen Form gerettet werden in eine neue Zeit.“ (S. 54.)

Im zweiten Abschnitt des Buches, „Ein Wort für die Emigranten“, bemüht sich Fischer, wenigstens zum Teil die Auswanderung zu rechtfertigen. Er macht bei seiner Beschreibung der „widrigen Zustände im allgemeinen“ das „Zugeständnis“: „Die fast allgemeine Verwerfung des göttlichen Worts, das materielle Treiben der Zeit, die ungöttliche und wie die Welt des Heraklit in einem ewigen Flusse begriffene Politik

unserer Tage mit ihrem juste milieu, Palliativen, unmaßgeblichen Meinungen, transzendentalen Vorschlägen und sozialen Träumereien von Humanität und Zivilisation, diesen kosmopolitischen Phantomen, sind nicht in Abrede zu stellen.“ (S. 96.) Ähnliche Zugeständnisse macht der Verfasser in bezug auf die Kirche in Sachsen, obgleich er sich hier auch sofort wehrt. Was die Knechtschaft des Predigtamts und den deutschländischen Nationalismus der damaligen Zeit anlangt, so muß Fischer schließlich zugeben: „Doch unser ‚Zugeständnis‘ hat sich selbst in eine bittere Anklage verwandelt; dieselbe wird aber als ein *Plädoyer* für die Emigranten angesehen werden müssen.“ (S. 111.)

Zusammenfassend schreibt dann Fischer: „1) Die Stephanianer haben bei ihrem teilweisen Widerstande gegen die bestehende kirchliche Ordnung bloß dieses versehen, daß sie ihre Beschwerden nicht ausgerichtet haben in einer ordentlichen Gemeinde. 2) Sie haben recht gehabt, wenn sie die vollständige Schriftlehre gegen die falsche Aufklärung und vermessene Geisterei unserer Zeit einmütiglich trieben, geseht auch, daß sie in der Form gar manches versehen hätten. 3) Sie haben diejenigen Gegner, welche mit dem bloßen *Strohhar*nisch der Vernunft gegen sie anrückten, nicht als ebenbürtig anerkannt und dieselben mit kalter Verachtung gestraft — und dies darf man gar nicht so seltsam finden. Sie sind aber doch durch die Furcht vor der Menge veranlaßt worden, die Macht dieser Strohhar'nische übermäßig hoch anzuschlagen. 4) Sie haben treulich und wader um die überreste der rechten Kirchengewalt gekämpft, aber darin gefehlt, daß sie dieselben gewissermaßen auf den Priesterstand beschränken wollten.“ (S. 112.)

Der dritte Teil des Buches ist der schärfste, wie schon seine Überschrift zeigt: „Ein Wort gegen die Emigranten.“ Der Verfasser drückt hier zunächst zwei Briefe ab, die, wie er selber sagt, von manchen lieber im zweiten Abschnitt erwartet würden. Aber besonders der zweite Brief, unterzeichnet „F. A. G. F.“, gibt Fischer Veranlassung, seine Kritik vorzutragen, wenn er nämlich sofort dazu schreibt: „In der einmütigen Berufung auf Stephan und in der ängstlichen Anschließung an das nach ihm Gewachsene und Geartete spricht sich insofern etwas praktisches aus, als kein Christ instande ist, und wenn er die Gabe der Geistesprüfung im reichsten Maße besäße, vorhin zu bestimmen, durch welche Personen und unter welchen Formen Gott sein Reich auf Erden am meisten fördern werde. Fängt man an, sich an Personen zu hängen, wie es weiland in der korinthischen Gemeinde geschehen ist, so müssen unumgänglich Spaltungen folgen.“ (S. 159.) Und dann führt Fischer die vermeintlichen Grundirrtümer der Stephanianer in einer Reihe von Thesen vor, die er dann des längeren ausführt und belegt.

„Der Grundirrtum der Stephanianer besteht

darin, daß sie meinen, die relative Losfagung von der Gemeinschaft der glaubensschwachen Kirche sei das einzige Mittel, den vollen Glauben in sich zu erhalten und einen reineren und belebteren Zustand der Kirche herbeizuführen. Hiemit geht die christliche Einigkeit, die Liebe und die Einigkeit durch das Band des Friedens verloren.“ (S. 161.)

In seiner Ausführung zu dieser These weist Fischer besonders auf das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen hin, wozu er zum Teil Luthers Erklärung zitiert. Er hat dazu aber auch ein Zitat aus Sacks „Polemik“: „Allein, das Schisma kann auch so entstehen, daß ein Teil der Kirche um gewisser Sitten und Anordnungen des Ganzen willen, welche entweder gar nicht aus einem Irrtum hervorgegangen oder doch nur aus einem entschieden nicht fundamentalen Irrtum, also eigentlich nur unter gewissen Beziehungen einen Irrtum begünstigen können. Dies ist das von der Häresie im eigentlichen Sinne unabhängige Schisma, welches selbst kein eigentlicher Irrtum, sondern ein Unrecht, eine Sünde, eine Lieblosigkeit ist und als solche wieder die Quelle von Irrtümern zu werden pflegt.“ Der Verfasser bemerkt noch hierzu: „Auf solche Weise ist auch die Spaltung der Stephanianer zustande gekommen; sie ist mehr Sünde als Irrtum, mehr Eigensinn als Meinung, mehr Parteigeist als Überzeugung.“ (S. 163.)

„Die vier Hauptünden der Stephanianer sind die selbsterwählte Geistlichkeit, der Hochmut, die Lieblosigkeit und das verwegene Urteil.“ (S. 165.)

Die ersten drei Angaben erklären sich selbst, und zur vierten bemerkt Fischer: „Als eine Hauptünde der Stephanianer müssen wir noch ihr verwegenes Urteil bezeichnen, kraft dessen sie alles, was nicht von ihnen oder nach ihnen geartet ist, für unrein achten. Ja, es ist fast schwer, daß solche Leute, die in dergleichen Zustande leben, wenn sie andere sehen, die nicht so wie sie sind, dieselben nicht richten, verachten und geringschätzig ansehen sollten.“ (S. 169.)

„Die Stephanianer nennen sich eine apostolisch-lutherische Gemeinde und behaupten, durchweg auf Grund der Heiligen Schrift und der symbolischen Bücher zu stehen. Da sie aber weder aus jener noch aus diesen hinreichenden Beweis führen können, ihre Auswanderung zu rechtfertigen, so haben sie sich in einen Selbstwiderspruch verwickelt, der sich auch aus ihren eigenen früheren Erklärungen nachweisen läßt.“ (S. 170.)

Die letzte Behauptung dieser These beruht besonders auf der vor-gebliebenen Tatsache, daß Stephan selber davon geredet habe, man solle sich nicht „von einer gesetlich bestehenden, vom Staate anerkannten Kirche“ trennen.

„Die religiösen Privatversammlungen der Stephanianer können darum mit dem Namen Konventikel nicht ganz verschont bleiben, weil sie zuweilen von dem reinen Wege kirchlicher Berechtigung und des Bestrebens nach kirchlicher Ordnung und Verstärkung mit dem Staate abgewichen sind und eine mystische, pietistische und orthodoxistische Richtung zugelassen haben.“ (S. 172.)

Diese These ist offensichtlich mit großer Vorsicht verfaßt worden, um keine direkte Anklage zu erheben, die sich nicht durch klare Beweise erhärten ließe. Der Verfasser zitiert in Verbindung mit diesem Satze wie auch in sonstigen Teilen seines Buches reichlich aus Luther, und man kann sich oft dem Gedanken nicht verschließen, daß er nicht mit bloßen Scheinbeweisen operiert, sondern wenigstens bis zu einem gewissen Grade Tatsachen auf seiner Seite hat. Er führt dann die letzten Punkte noch in besonderen Thesen aus.

„Der Mystizismus der Stephanianer besteht darin, daß Stephan an der Spitze als der eigentliche Inhaber des religiösen Lebens verehrt wird, welchem seine Anhänger sklavisch huldigen, sich gleichsam zu einer Person mit ihm identifizieren und von ihm aus die Kirche neu oder vielmehr eine neue Kirche zu konstituieren streben.“ (S. 176.)

Hier stützt sich der Verfasser besonders auf Aussagen in Privatbriefen, aber auch auf gewisse Erscheinungen, die die Auswanderer selbst nicht ableugneten. Fischer schreibt: „Seine Anhänger haben das Heil der ganzen lutherischen Kirche mit ihm in Verbindung gesetzt und unter, bei und mit ihm allein eine rechte Kirche bilden wollen, welche sie in Nordamerika vom Fälschen und Verderben zu befreien gedenken. Das geflüßentliche Segen und Begünstigen solch schwärmerischer und überspannter Ideen, das Leben und Weben darin, ist das stärkste Anzeichen von Mystizismus, wenn man sich auch noch so sehr hüten und sträuben sollte, dieselben öffentlich vorzutragen und anzuerkennen.“ (S. 177.)

„Der Pietismus der Stephanianer besteht darin, daß sie aus Eigenliebe die ihnen bewußte Art und Stufe der Frömmigkeit für die ganze und volle Aufnahme der Wahrheit halten und als die einzige Weise der Gemeinschaft mit Christo aufstellen.“ (S. 179.)

Auch hier führt der Verfasser wieder ein Zitat aus Luther an, gibt aber seine eigenen Eindrücke wieder in den Worten: „Der Pietist will seine subjektive (wahrhaft) christliche Erfahrung als Norm für alle andern Christen objektivieren; wer nicht so denkt, so spricht, so handelt, so lebt, wird vom Anteiile an der wahren Kirche ausgeschlossen, bleibt verloren.“ (S. 179.)

„Die Symbololatrie ist derjenige Irrtum, kraft dessen eine kirchliche Bekenntnisschrift als eine in sich vollkommene und göttliche angesehen, angewendet und die darin dargestellte Lehre der Heiligen Schrift den Kirchengliedern als unwiderrufliches Gesetz aufgelegt wird. Dadurch wird die freie Bewegung der Kirche gefährdet.“ (S. 181.)

Was Fischer hiermit meint, geht aus seiner Erklärung hervor, in der er unter anderm sagt: „Die Symbole sollen und können keine Norm des Glaubens, aber sie sollen Norm der Lehre für die Kirche sein; ihr Wert liegt in der Angemessenheit zur Offenbarung, deren möglichst richtiges Verständnis und möglichst adäquate Fassung sie darstellen sollen. Hieraus ergibt sich das Richtige über die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher. Muß und darf nämlich die Kirche Symbole als Norm der Lehre für ihre Zwecke nach innen und außen aufstellen, so hat sie auch das Recht, ihre Diener, eben zur Erreichung jener Zwecke, auf die Symbole in obiger Bedeutsamkeit zu verpflichten, ja sie muß es tun, oder sie ist mit sich selbst im Widerspruch. Also meinen wir den schweren Eid, den die Kirche fordert, richtig verstanden zu haben. Die Verpflichtung auf die Symbole ist nirgends unbedingt, sondern stets, getreu dem protestantischen Prinzip und dieses während, mit ausdrücklichem Vorbehalte des höchsten Ansehens der Schrift.“ (S. 185 f.)

„Die Stephanianer haben an Stephan einen Lebendigen, an den symbolischen Büchern einen geschriebenen Papst; ingleichen sind ihre Ansichten vom Priestertum und von der Tradition der Kirche sehr geeignet, einen neuen Papismus zu begründen.“ (S. 190.)

Unter dieser These bringt Fischer zunächst zehn Lehrsätze über das Hirten- und Lehramt in der Kirche, worin sich unter anderm die folgenden Ausführungen finden: „Diejenigen, denen durch die Gemeinde dieses Amt übertragen worden ist, sind in keinerlei Hinsicht anzusehen als ein Orden oder als ein von den übrigen Gliedern der Gemeinde verschiedener und abgeonderter Stand. Sie sind keine Priester denn nur um des Amtes willen. . . . Das Ansehen, auf welches der Lehrer ein Recht hat, fließt lediglich und allein aus innerer Folge-samkeit, keineswegs aber aus einer solchen, die ihm auch eine äußerliche Gewalt verleihen und ihn mit der Tat zum Machthaber über die Gemeinde erheben könnte, die ihn ja bloß zu ihrem Dienst berufen hat. . . . Die Inhaber des Lehramts sind also nicht absolute Fortsetzer des Lehramts Christi und der Apostel; denn dies würde dem einzigen göttlichen Vorzuge des ersten und dem eigentümlichen Auftrage dieser Abbruch tun. Daraus würde auch die Abhängigkeit der Kirche vom Lehristande folgen.“ (S. 191 ff.)

Es ist bemerkenswert, daß Fischer in seinen Ausführungen in verschiedenen Teilen, denen wir durchaus nicht unsern ungetheilten Beifall geben, doch manche Punkte berührt und dargelegt hat, die die Führer der Auswanderer, sonderlich C. F. W. Walthier, später klar erkannt und gelehrt haben. Auf diese Punkte wird im Lauf der nächsten Jahre noch näher eingegangen werden. —

Sehen wir uns nun aber noch kurz auch das andere Buch an, das wir am Eingange erwähnten, das über die Schicksale und Abenteuer der Auswanderer berichtet, dessen Verfasser wir aber leider nicht ermitteln können. Daß die Aufzeichnungen, die in diesem Buche niedergelegt wurden, im großen und ganzen auf Wahrheit beruhen, geht aus dem Umstande hervor, daß sie sich so ziemlich decken mit dem, was auch von den Teilnehmern an dem Unternehmen später veröffentlicht wurde. Aber das Buch weist klar und deutlich nach, daß man auch in St. Louis den sächsischen Einwanderern durchaus nicht mit liebevoller Einsicht entgegenkam (außer im Falle des Episkopalbischofs), sondern ihnen mit Mißtrauen begegnete und sich sogar feindselig gegen sie stellte. Im „Anzeiger des Westens“ erschien schon am 26. Januar 1839 ein kurzer Artikel folgenden Inhalts: „Wir haben unsern Lesern die Ankunft der zwei ersten Sendungen der Stephanianer — zusammen ungefähr 300 Köpfe — anzuzeigen. Sehr bejahrte und in ihrer Heimat in guten Umständen lebende Männer befinden sich darunter, die nur die gemachten Vorspiegelungen ihrer Pfaffen, daß sie — im alten Europa sterbend — nicht selig werden könnten, zu dem ungewöhnlichen Schritte einer Auswanderung in so vorgerückten Lebensjahren und zu dem noch gefährlicheren, ihr ganzes Vermögen zu dem lustigen Projekt einer gemeinsamen Ansiedlung einzuschließen, verleiten konnte. Wie die Sachen jetzt stehen, so liegen geistige und weltliche Angelegenheiten der Gemeinde fast ohne alle Kontrolle in den Händen der Geistlichkeit, die unbedingte Autorität und Gehorsam bei ihrer Sekte genießen.“ (S. 39.)

Es erfolgte allerdings sofort eine Entgegnung, die am 9. Februar erschien und mit dem Buchstaben „S.“ unterzeichnet ist: „In der vorletzten Nummer des ‚Anzeigers‘ ist der Stephanischen Gesellschaft auf eine die Achtung und Schonung, welche man den Unglücklichen und Verfolgten schuldig ist, verletzende Weise gedacht. Einen solchen Empfang durfte dieselbe wohl nicht von einem Deutschen und in einem Lande erwarten, dessen erste Ansiedler religiöse Flüchtlinge waren. Der größte Grundsatz unserer Verfassung ist allgemeine Religions- und Gewissensfreiheit. Die schuldige Achtung derselben allein hätte Sie schon abhalten sollen, Mitbürger aus der alten Heimat so unfreundlich zu begrüßen. Wir harmonieren mit den Angekommenen nicht, was religiöse Meinungen und Gefühle anbetrifft, sind aber der Ansicht, daß man dieselben in dem Grade respektieren müsse, als man selbst auf Achtung der eigenen Anspruch macht. — Im Auftrage einiger Deutschen in St. Louis.“ (S. 39.)

In der Antwort der Redaktion, die diesem Brief beigelegt war, finden sich bittere, schier gehässige Bemerkungen, so unter anderem: „Unsere Absicht bei der Publikation war keine andere, als diejenigen unter der Gesellschaft, deren Energie noch nicht völlig von dem päpstlichen Einfluß untergraben und von der päpstlichen Übergewalt erdrückt ist, wo möglich aufmerksam zu machen, daß sie ihre geistige und persönliche und die Freiheit des Eigentums im klassischen Lande der Freiheit nicht abermals in noch tiefere Fesseln schmieden lassen, als diejenigen sind, denen zu entfliehen sie ihrem Vaterland den Rücken gekehrt haben.“ (S. 40 f.)

Es wird ferner berichtet, daß infolge eines unbedachten Wortes von seiten eines der Einwanderer sich eine gewisse Erbitterung gegen alle „Stephanisten“ bemerkbar machte, so daß „eines Tages der Dr. Behse nebst einem Kandidaten auf öffentlicher Straße insultiert und mit Steinen geworfen wurde. Das Wort ‚Stephanist‘ war ebenfalls recht bald in das Schimpfwörterbuch der dortigen Strassenjugend aufgenommen.“ (S. 46.) Es kam sogar vor, daß man Steine in die Wohnung Stephans warf. Auch ergriff ein gewisser Heinrich Koch wiederholt die Feder, um die eben eingewanderten deutschen Brüder anzugreifen.

Am 16. März erschien im „Anzeiger des Westens“ eine am 9. März verfaßte „Erwiderung auf freundliche und unfreundliche Bewillkommung“, die unterzeichnet ist „Die mit ihrem Bischof Martin Stephan aus Deutschland eingewanderte altlutherische Gemeinde“. In diesem Schriftstück finden sich auch Sätze wie die folgenden: „Wie wohl tut es dem Gefangenen, die Thür des vieljährigen Kerkers hinter sich geschlossen zu sehen und nun freie Luft mit freier Brust einzuatmen! Die Ketten weltlicher Despotie und willkürlichen Glaubenszwanges sind gesprengt, und schon fangen die alten Wunden an zu heilen, die schmerzlichen Denkmale des so lange getragenen einschneidenden Joches.“ Das ganze Schreiben gab Herrn Koch willkommenen Anlaß, sich in einer längeren „Beleuchtung“ gegen die Altlutheraner auszulassen. (S. 69 ff.) Am 27. April erschien im „Anzeiger des Westens“ eine Erklärung, die am 24. d. M. datiert ist, unterzeichnet von G. G. Löber, Pastor; C. W. Bürger, Pastor; J. J. Max Ortel, Pastor; C. G. W. Kehl, Pastor; C. J. W. Waltherr, Pastor, und gegen die Beschuldigung Einsprache erhebt. Der letzte Paragraph dieser Zuschrift lautet: „Zugleich erklären wir aber auch ein für allemal, daß wir, wofern uns nicht die Landesgesetze dazu nötigen sollten, auf keinerlei Verleumdungen in diesen Blättern wieder antworten werden. Dies werden wir um so weniger tun, je mehr der Herr Redakteur dieser Blätter ein großer Liebhaber europäischer Lügen zu sein scheint. Wir überlassen es ihm, nach seinem Belieben zu tun, wie er es vor seinem ewigen Richter glaubt verantworten zu können, dem er nicht entgehen wird, und bemerken noch zum Schluß für Unkundige, daß wir ebensowenig wie unser Bischof an demjenigen Bekenntnis, das

Dr. Scheibel und Superintendent Rudelbach mit ihren Anhängern lutherisch nennen, irgendeinen Anteil gehabt haben oder noch jetzt haben, sondern bei dem rein biblischen Bekenntnis zu verharren gedenken, welches die ehrwürdige alllutherische Kirche in ihren symbolischen Schriften ausgesprochen hat.“ (S. 77 f.) Auf ähnliche Weise sprachen sich auch am 29. April „die durch Stimmenmehrheit erwählten provisorischen 24 Deputierten der aus Deutschland hier eingewanderten alllutherischen Gemeinde“ aus. (S. 82 ff.)

Nachdem dann aber am 27. Mai die bekannte „Erklärung“ von Seiten der sächsischen Pastoren und auch der Deputierten der Gemeinde angenommen und am 1. Juni im „Anzeiger des Westens“ erschienen war, und nachdem vollends die Nachrichten von der bitteren Not der Ansiedler in Perry County in St. Louis bekannt geworden waren, schlug die öffentliche Meinung mehr zugunsten der Einwanderer um, wie aus einem „Protokoll“ einer „Versammlung der deutschen Bürger von St. Louis am 10. Juni 1839“ hervorgeht. (S. 115 ff.) Wie wenig man aber in dieser Versammlung von den eigentlichen Gründen verstand, die die Auswanderung veranlaßt hatten, geht aus einigen der Beschlüsse hervor, die angenommen wurden. Der fünfte der Beschlüsse dieser Versammlung lautet nämlich: „Beschlissen, daß uns als deren Landsleuten, als Deutschen, denen daran liegt, daß der deutsche Name nicht unter ihren Augen besleckt werde, es zunächst zukommt, die fleißigen Sachsen von der Pfaffenvormundschaft zu befreien und es ihnen möglich zu machen, als ehrenvolle und unabhängige Menschen durch Fleiß und Betriebsamkeit der Wohlthaten unsers freien Vaterlandes teilhaftig zu werden.“ (S. 117.) Das Buch schließt mit einer Bemerkung über das Schicksal der „Amalia“ und dem Verzeichnis sämtlicher Passagiere dieses Schiffes.

Diese Mitteilungen geben uns eine bessere Einsicht in die ganze Sachlage, die mit der sächsischen Aus- und Einwanderung zusammenhängt. Aber Gott hat alles zum besten gewendet. Die Fehler, die bei der Auswanderung mit untergelaufen sind, hat man später erkannt und nach Kräften wieder gutgemacht. Und die Folgen des Altenburger Gesprächs haben vollends der ganzen Welt gezeigt, daß Gott den Demütigen Gnade gibt. Er hat die Arbeit der nunmehr zur vollen Erkenntnis der Wahrheit gekommenen Auswanderer mit seinem göttlichen Segen gekrönt.

P. C. R e g m a n n

Richard William Heintze

1868—1937

Richard William Heintze was born in Berlin, Germany, November 11, 1868, and at the age of ten years, together with his parents, Karl and Emma (*née* Balzer) Heintze, came to New York City, where he was enrolled as a pupil in St. Matthew's Academy.